

Zeitschrift: Hochparterre : Zeitschrift für Architektur und Design

Band: 23 (2010)

Heft: 3

Artikel: "Wir sind kein Museum, wir sind die Polizei" : ein kritischer Streifzug zu öffentlicher Kunst in Zürich und Basel

Autor: Polzer, Brita

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-154363>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«WIR SIND KEIN MUSEUM, WIR SIND DIE POLIZEI»

Zürich und Basel haben in den vergangenen Jahren anspruchsvolle Kunstprojekte finanziert. Wie kommen sie an? Ein Streifzug endet in Ernüchterung.

Text: Brita Polzer, Foto: Christian Breitler

Eines der ersten öffentlichen Kunst-und-Bau-Projekte in Zürich ist die «Blümlihalle» von Augusto Giacometti im Amtshaus 1 aus den 1920er-Jahren. Im Entree des heutigen Sitzes der Stadtpolizei befindet sich so etwas wie ein gigantischer Kartoffeldruck an der Decke, ein üppiger floraler Farbenrausch. Wer das ausgemalte Gewölbe sehen will, kauft kein Eintrittsticket, sondern gibt beim Portier seinen Ausweis ab, dann darf man zehn Minuten bleiben. Der Ton ist derart amtlich und streng, dass die Besucherin sich kaum getraut, nach dem Grund für die begrenzte Aufenthaltsdauer zu fragen. Und diese wird rigoros durchgesetzt, die zuständige Polizistin schickt eine diskutierende und zeitvergessene Studentengruppe samt Dozentin nach 15 Minuten verärgert vors Haus. «Wir sind kein Museum, wir sind die Polizei», heisst es. Die Anekdote zeigt das Dilemma mit Kunst im öffentlichen Raum. Ist diese doch nicht so öffentlich, da sie häufig schwer zugänglich ist und kaum vermittelt wird?

SCHAUPLATZ SCHULHAUS Dass «Kunstwärter» mit ihren Regeln und Launen den Zugang zur Kunst in öffentlichen Gebäuden empfindlich erschweren können, wird auch im Zürcher Schulhaus Luchswiesen deutlich. Will eine Gruppe die sich über drei Schulhäuser erstreckende Klanginstallation «Soundscapes» (siehe HP 3/08 von Yves Netzhammer und Bernd Schurer) anschauen, müssen Kreisschulpflege und Schulhäuser zustimmen. Die zwei Künstler entwarfen eine universelle Landschaft aus tierischen Tönen und Geräuschen und ordneten den drei Schulhäusern je einen Lebensraum (Wasser, Erde, Luft) zu. Das Schöne, aber zugleich Schwierige der Installation besteht in ihrer Unberechenbarkeit: Die Tierstimmen verschwinden, wenn zu viel menschlicher Lärm produziert wird. Das heisst, die Schülerinnen und Schüler müssen leise sein, um die Tiere hören zu können. Die Leiterin des Primarschulhauses Luchswiesen in Schwamendingen teilt bereits am Telefon mit, sie sei nicht erpicht auf Besuch. Vor Ort verhält sie sich abwehrend: Weil niemand die Arbeit verstehe, herrsche Desinteresse. Auch habe sie von den Tieren noch nie etwas gehört. Den reduzierten Beton-Gang mit den zurückhaltenden Zeichnungen von Yves Netzhammer, in dem die «Soundscapes» installiert sind, solle man doch farbig ausmalen, das gefiele den Kindern besser. Im weiteren Gespräch wird deutlich, wieso die Lehrerin die Tiere noch nie gehört hat: Der Hauswart hat die Lautstärke der Klanginstallation auf ein Minimum runtergefahren. In der nur ein paar Häuser entfernten Schule Hirzenbach ist die Stimmung grundlegend anders. Zwar wurde auch hier die Lautstärke wegen Klagen aus den umgebenden Hochhäusern ein wenig leiser gestellt, aber die Schulleiterin erzählt, die Kinder seien fasziniert und in Projektwochen würden die Lehrer die «unaufdringliche Arbeit» einbeziehen.

KÜNSTLER SIND KEINE KOMMUNIKATIONSSPEZIALISTEN Yves Netzhammer, einer der Autoren, wundert sich. In unzähligen Sitzungen habe er alles präsentiert und kommuniziert. Es war ihm und Bernd Schurer wichtig, dass die speziell für die drei Bauten entworfene Arbeit in den Schulen gut ankommt. Letztlich seien sie aber Künstler und nicht Kommunikationsspezialisten. Ihre Absicht war, dem «didaktischen Moment, welches jeder Schule inhärent ist, etwas Kompliziertes, Unfassbares und Unbeschreibbares entgegenzusetzen... einen fremdartigen <Mehrwert> zu erzeugen, der un-

fassbarer als der Stoff im Schulzimmer bleibt». Netzhammer ist bewusst, dass seine Arbeit «delikate Ware» ist, welche die Lehrpersonen bisweilen überfordere. Eine ältere, vom Schulhaus Luchswiesen delegierte Lehrerin habe damals die Arbeit besonders ins Herz geschlossen. Sie ist mittlerweile pensioniert und so fehlt das vermittelnde Bindeglied heute.

Die Zürcher Fachstelle für Kunst und Bau, welche die Projektleitung innehatte, arbeitet an einer Lösung des Problems. Ihre Leiterin Karin Frei Bernasconi will den Lehrkräften nochmals mit einer Führung und Gesprächen die Arbeit näher bringen und eine oder zwei Personen im Schulhaus für eine Götterfunktion gewinnen. Die Annäherung an aktuellste Kunst brauche Zeit.

SCHAUPLÄTZE LINDENHOF UND STADTHAUSQUAI «Da wurde mal eine entjungfert und der hat man dann ein Denkmal gesetzt», antwortet der Mann auf die Frage, wer die Frau auf dem Lindenhof-Brunnen sei. Es handelt sich um das 1912 von Gustav Sieber errichtete «Standbild einer wehrhaften Zürcherin», das an Hedwig ab Burghalden erinnert. Der Legende nach rettete sie 1292 mit einer List die Stadt. Auch die restliche Männerrunde, die regelmässig hier Schach spielt, weiss nichts über die zierliche Frau. Das Beispiel zeigt, dass weibliche Plastiken bis heute zu bizarren Kommentaren animieren. Als individuelle Personen im öffentlichen Stadtraum kaum präsent, tauchen sie bevorzugt nackt und sich reckend entlang des Seebeckens auf. Besonders in den 1930er- und 1940er-Jahren wurden sie dort platziert, nachdem in den 1920er-Jahren die Geschlechterrollen heftig in Bewegung geraten waren. Mit den vegetativen, stets namenlosen und in naturhafter Umgebung gezeigten Skulpturen suchte man dem beunruhigenden Aufbruch zu trotzen.

DIE REITERSTATUEN Während auf Hedwig ab Burghalden kein Schild verweist, ist der Reiter im Zentrum beim Stadthaus und Fraumünster deutlich markiert. «Bürgermeister Hans Waldmann, Feldherr und Staatsmann, gestorben 1489», steht auf dem Sockel und oben ist der Name des Künstlers vermerkt: H. Haller. Reiterstatuen sind ein eigenes Kapitel. Sie markieren wie Stempel die Oberflächen vieler Städte, manifestieren auf zentralen Plätzen den raumgreifenden Anspruch der Macht. Bereits früher lösten solche Kunstwerke Diskussionen aus: Als das Waldmann-Denkmal 1937 aufgestellt wurde, war es so umstritten wie der ehemalige Bürgermeister selbst. Zwar könnte man das Werk aufgrund seiner karikaturhaften Züge – Waldmann scheint mehr Don Quichotte denn Held zu sein – als kritisches Zeichen verstehen. Dennoch wäre zu diskutieren, ob es nicht an der Zeit ist, den Waldmann zusammen mit den Nackedeis am See abzuräumen und durch eine zeitgemässere Visitenkarte zu ersetzen. Dorothea Strauss, ehemalige Präsidentin der seit 2006 bestehenden Arbeitsgruppe «Kunst im öffentlichen Raum» bestätigt, dass die Entfernung einzelner Arbeiten möglich ist und auch diskutiert wird. Allerdings seien genaue Abklärungen nötig. Und bevor man ans Abräumen ginge, müsse erst ein Depot, eine Art Skulpturenpark gefunden werden.

SCHAUPLATZ NORDTANGENTE – KUNSTTANGENTE, BASEL In Basel gibt es im Vergleich zu Zürich wesentlich weniger Kunst-und-Bau-Projekte oder städtische Kunstwerke im öffentlichen Raum. Eines der grössten und ausgedehntesten ist die «Nordtangente-Kunsttangente». Das Projekt wurde >>

>Der Wiesekreisel in Basel mit der Arbeit der Künstlerin Lucia Schnüriger und des Architekten Harald König.



» gestartet, als das über eine Milliarde Franken teure unterirdische Autobahnteilstück 2002 durch die Quartiere St. Johann und Matthäus gebaut wurde. Die «Kunsttangente» ist denn auch zu grossen Teilen vom Bundesamt für Strassenbau (Astra) finanziert.

Ziel war die Belebung und Rückeroberung des öffentlichen Raums während der Bauphase: Filmnächte im Autobahntunnel, Events der Künstlergruppe Airline, aber auch Dauerhaftes wurde realisiert. So die Arbeit der Künstlerin Renée Levi für ein Jugendzentrum unter der Dreirosenbrücke. Sie bemalte zwei Säulen und verkleidete eine Fensterfront mit Spiegel folie – alles in einem üppig-strengen, pflanzlich-ornamentalen Muster. Fragt man im Café nach der Kunst, fällt die Antwort wenig enthusiastisch aus: Die Jugendlichen interessieren das nicht, die kämen zum Spielen her, so ein Mitarbeiter. Ihm selbst gefalle oder missfalle es nicht speziell, er könne damit leben. Die Künstlerin erklärt, ihre Arbeit sei nicht explizit als «Kunst» kenntlich gemacht und würde nicht selten den Architekten – und damit dem Funktionalen – zugesprochen. Ein wenig ärgerlich sei das schon, meint Renée Levi, aber man dürfe als Künstlerin bei Kunst-und-Bau-Projekten auch nicht zu empfindlich sein.

DEN QUARTIERBEWOHNER GIBT ES NICHT Daniel Baumann, Projektleiter und Kurator der «Nordtangente-Kunsttangente», führt herum, zeigt den Wiesekreisel, Wandmalereien und das «New Jersey», einen neu gegründeten, rege genutzten Kunstraum. Letztes Jahr lief das Projekt «Kunsttangente» aus, Materielles wird nur vereinzelt bleiben, dafür Erinnerungen, Spuren und Dokumente. Baumann wollte das Quartier nicht so sehr möblieren, ihm vielmehr «eine neue Ladung» verleihen. Baustellen, Tunnels und Brücken hat er zu Trägern von Ereignissen gemacht.

Wissen die Quartier-Bewohner die künstlerischen Interventionen zu schätzen? «Den Quartierbewohner gibt es nicht», sagt Baumann. Viele Menschen mit sehr unterschiedlichem Hintergrund und divergierenden Interessen lebten hier, es brauche Monate, um einzelne abzuholen und einzubeziehen. Kunst sei eine Sprache aus der akademischen Oberschicht und die würde in diesem Stadtteil eher von wenigen gesprochen. «Die Bedeutung eines solchen Projekts liegt erst mal in der Geste. Die Stadt zeigt, dass ihr der Ort nicht gleichgültig ist, dass sie sich um ein Quartier kümmert», so Baumann. Deutlich geworden sei mit dem Projekt, dass man sich Räume erobern müsse, was die Stadt lebendiger und interessanter mache. «Denn es lohnt sich zu leben, wo sich Leute engagieren», fasst er zusammen.

FÜRSPRECHERINNEN GESUCHT Die Collage von Meinungen und Stimmen hätte auch anders ausfallen können. Repräsentativ sind die Ergebnisse dieses Streifzugs nicht. Die zentrale Frage bleibt: Wie geht man mit negativen Stimmen zu öffentlichen Kunstprojekten um? Soll man auf mehr Vermittlung setzen? Will man beziehungsweise kann man überhaupt alle abholen und für Kunst empfänglich machen? Oder kann und soll man Irritationen als solche belassen, auf den Wert der Störung oder des blossen Staunens setzen? Dass zeitgenössische Kunst zuweilen schwierig ist und schwer verständlich sein kann, ist nicht zu bestreiten. Gerade ungewöhnliche Projekte brauchen darum motivierte Fürsprecherinnen, Vermittler und Patinnen vor Ort. Der Einbezug von Nutzern in eine Jury kann helfen, derartige Identifikation herzustellen.

Die abwehrende Haltung der Luchswiesen-Schulleiterin mag in ihrer Vehemenz eine Ausnahme sein, aber mit Unverständnis und Abwehr ist zu rechnen. Deshalb ist es wichtig, dass Kulturförderung und damit auch Kunst-und-Bau-Programme neben der finanziellen und technischen Unterstützung der Autoren zusätzlich auf eine intelligente und phantasievolle Vermittlung setzen. Die Recherche zeigt: Neben den Broschüren, wie sie etwa die Fachstelle für Kunst und Bau in Zürich zu den einzelnen Werken herausgibt – sie können übrigens auch von der Webseite heruntergeladen werden –, neben Führungen und Gesprächen sollten unbedingt weitere Werkzeuge der Vermittlung entwickelt werden.

Kommentar BITTE MEHR MUT

Angesichts der aktuellen Häufung von öffentlicher Auftragskunst und der Summen, die vor allem in Zürich dafür ausgegeben werden, erstaunt, dass sich die Auftraggeber nicht dezidierter mit ihrer Rolle auseinandersetzen. Was will die Stadt mit öffentlicher Kunst erreichen? Welche Werte will sie vermitteln? Längst liegt eine Palette von gerade auch immateriellen künstlerischen Praxen von Interventionen bis zu Mitmachaktionen vor. Anhand derartiger Begegnungen mit Kunst liessen sich vielfältige demokratische Werte ins Spiel bringen, besonders die Orientierung zwischen Selbstbestimmung und dem Eingebundensein in politische und soziale Prozesse. Warum werden sie von der öffentlichen Hand nicht mutiger reflektiert und eingesetzt? Brita Polzer

ZÜRICH: KUNSTPROZENT UND FACHSTELLEN

» Für Kunst im öffentlichen Raum werden jährlich 150 000 Franken für Honorare und Strategieerarbeitung budgetiert, für die Realisation von Werken, für Verfahren, Inventar, Restaurierungen, Verschönerungen, Vermittlung und Kommunikation jeweils rund 1,5 Millionen Franken. Hinzu kommt eine Stelle für die Arbeitsgruppe «Kunst im öffentlichen Raum».

» Für Kunst-und-Bau werden 0,3 bis 1,5 Prozent der Bausumme bei Neubauten, Erweiterungsbauten und Instandsetzungen von öffentlichen Bauten verwendet. Die Fachstelle Kunst und Bau im Amt für Hochbauten umfasst 200 Stellenprozent. Jährlich werden drei bis fünf Kunstwerke realisiert. Die Budgets schwanken je nach Bausumme zwischen 50 000 und 500 000 Franken. Die Vermittlung der Kunstwerke (Medienführung, Vernissage, Führungen, Publikationen und spezielle Aktionen) macht jeweils zwei bis zehn Prozent des Projektbudgets aus.

BASEL: VOR ALLEM PRIVATE INITIATIVEN

Ein «Kunstprozent» gibt es in Basel seit Anfang der 1990er-Jahre nicht mehr, eine Fachstelle für Kunst und Bau oder Kunst im öffentlichen Raum gibt es nicht. Der Stadtkanton überlässt die künstlerische Gestaltung öffentlicher Räume oft privatrechtlichen oder privaten Initiativen. Die wenigen Kunst-und-Bau-Projekte werden von der Stadt zusammen mit der städtischen Kunstkommission über den «Kunstkredit» realisiert. Die Gelder stammen zum grössten Teil vom Bau- und Verkehrsdepartement (BVD). 2008 standen rund 200 000 Franken für Realisierung und Projektierung zur Verfügung, 2009 rund 100 000 Franken.

HAFENKRAN ODER NICHT?

Das derzeit am hitzigsten diskutierte Kunstprojekt in Zürich heisst «Zürich Transit Maritim»: Jan Morgenthaler, Barbara Roth, Martin Senn und Fariba Sepehrnia schlagen vor, 2011 in der Altstadt direkt an der Limmat für ein halbes Jahr einen gewaltigen Hafenkran mit Pollern und Schiffshorn aufzustellen. Das 600 000 Franken teure Projekt, das aus einem Wettbewerb der Stadt hervorging, wird wegen seiner Kosten heftig kritisiert. Das Stadtparlament hat im Dezember 2009 die 80 000 Franken für den Kran im Budget 2010 mit 62 gegen 60 Stimmen gestrichen und fordert mit einem Postulat den Verzicht auf das Projekt. Nun müssen die politisch und künstlerisch Verantwortlichen nochmals zusammensitzen. HÖ

MEHR IM NETZ

Was die Stadt Zürich für die Kunst tut und das Projekt Hafenkran.

» www.hochparterre.ch/links

